



JOSEPHINE WINTER
DAS PALAIS
REICHENBACH



Die Prinzessin nickte schwach. Sie hatte offenbar nicht die Kraft, sich zu wehren.
»Wenn wir langsam gehen.«

»Als könnte Baldi schnell laufen!« Prinz Georg schmunzelte.

Fürstin Juliane ignorierte ihn. »Ina, wo auch immer du gestern warst: Ich rate dir dringend davon ab, dort noch einmal hinzugehen.«

»Keine Sorge, Mama«, antwortete die Prinzessin und sank auf die Récamiere. »Ich habe nicht das Bedürfnis.«

Die Fürstin lachte kurz auf und schüttelte leicht den Kopf. »Bedürfnisse.«



Montag, 22. März 1926

Marlene tauchte ihre Hände in die heiße Seifenlauge und rubbelte das schmutzige Stück Wäsche über das Waschbrett, während Doris Geschirr spülte und Anita Eiweiß steif schlug. Ihre Arme waren kräftig und quirlten die Masse in der Schüssel in einer Geschwindigkeit, die Marlene immer wieder erstaunte. Anitas üppiger Busen wogte, und sie piffte ein Lied.

»Du bist aber fröhlich heute«, meinte Marlene.

»Ja, ich bespreche gleich mit Ihrer Durchlaucht meine Ausgaben für das erste Quartal. Ich war sehr sparsam und hoffe, dass sie mein Budget für das Angestelltenessen erhöht. Ich denke, das haben wir uns verdient, und ich habe auch schon ein paar Ideen ...«

»Was denn?«, fragte Doris.

Anita lachte und drehte die Schüssel mit dem Boden nach oben, um die Festigkeit des Eischnees zu prüfen. »Lass dich überraschen.«

»Anita«, unterbrach die Fürstin das fröhliche Lachen. Alle drei Frauen drehten sich schnell zur Tür und knicksten.

»Durchlaucht«, grüßte Anita sie. »Es ist schön, dass es Ihnen wieder besser geht.«

»Ja, danke. Ich komme wegen Ihrer Ausgaben.«

»Selbstverständlich, Durchlaucht. Möchten Sie einen Tee?«

»Nein, es wird schnell gehen«, sagte die Fürstin und lächelte dünn.

Marlene wrang ihr frisch gewaschenes Staubtuch aus. Wie anders die Fürstin wirkte, wenn sie in ihrem Zimmer im Bett lag. Sie war eine schöne, zierlich-schlanke Frau mit rotblonden Locken. Sie war freundlich, aber streng. Dennoch erschien es Marlene in diesem Augenblick, als habe sie zwei Gesichter. Das einer Herrscherin und das einer Nervenkranken. Es musste sehr viel Kraft kosten, diese Fassade jeden Tag aufzubauen und aufrechtzuerhalten.

»Sie müssen die Ausgaben reduzieren«, sagte die Fürstin jetzt.

Marlene hielt im Auswringen inne.

»Reduzieren?«, fragte Anita.

»Ich habe Ihre Angaben überprüft, und ich denke, dass Sie beim Essen für die Angestellten noch etwas sparen könnten.«

»Sparen«, wiederholte Anita tonlos. »Natürlich.«

Marlene beeilte sich, den nächsten Lappen ins Waschwasser zu tauchen und emsig über das Waschbrett zu rubbeln. Sie wollte sehr beschäftigt aussehen.

»Ich möchte, dass Sie sparen. Außerdem werden wir Ihre Ausgaben ab jetzt alle zwei Wochen besprechen und nicht mehr nur zum Quartalsende. Ich denke, so werden wir die Ausgaben schon eindämmen können, oder nicht?«

»Natürlich, Durchlaucht.« Anita knickte.

Die Fürstin nickte. »Sie können dann etwas Tee in die Bibliothek schicken. Mein Mann hat Besuch.«

»Sehr wohl«, sagte Anita.

»Das ist ja wohl die Höhe«, flüsterte Marlene aufgebracht, als die Fürstin gegangen war.

Anita sah sie streng an. »Nein, es ist ihr gutes Recht.«

»Und was ist mit uns? Haben wir keine Rechte?«

»Doch, auf Gehalt, Kost und Logis«, sagte Anita und lächelte freudlos. »Und das wird uns das Haus Reichenbach nicht verwehren.«

»Großartig«, sagte Marlene und schmiss den Putzlappen wütend ins Wasser. »Ich hätte nicht übel Lust, Seiner Durchlaucht was von dem Waschwasser in den Tee zu schütten.«

Doris kicherte.

»Genug jetzt«, mahnte Anita streng. »Reißt euch zusammen und tut gefälligst eure Pflicht. Seine Durchlaucht wünscht Tee.«

»Und deshalb müssen wir uns politisch zusammenschließen, lieber Schönthal«, erklärte Fürst Paul und trank seinen Tee aus.

»Ach, Reichenbach«, sagte der rundliche Graf und nahm noch ein Stück Mohnkuchen.

»Müssen wir das?«

Fürst Paul runzelte die Stirn. »Du bist in der Zentrumsparterie aktiv. Du musst doch etwas gegen die Linken tun.«

Der Graf wollte gerade die Gabel mit Kuchen zum Mund führen. Legte sie jedoch seufzend zurück auf seinen goldgeränderten Porzellanteller. »Du möchtest wirklich über Politik sprechen?«

»Es ist schließlich ein weitreichender Volksentscheid, der ansteht.«

Der Graf nickte. »Das mag sein, aber der Vorteil unserer Kreise ist doch, dass wir uns nicht politisieren müssen. Lass das die Spießler machen, mein lieber Reichenbach.«

Fürst Paul räusperte sich. »Ich fürchte, dass genau diese Spießler gegen uns stimmen und uns unser ganzes Vermögen nehmen werden.«

»Vor allem die Linken werden für die Enteignung stimmen, und das sind Arbeiter, keine Spießler.«

»So oder so müssen wir etwas dagegen tun, Schönthal.«

Der Graf wiegte den Kopf hin und her. »Ich kann die Linken ja sogar ein bisschen verstehen.«

»Wie bitte?«, fragte Fürst Paul entgeistert und schrak vor seinem Besucher zurück.

»Es gibt keine Monarchie mehr. Aus ihrer Sicht arbeiten wir nicht, sondern haben Jahrhunderte lang Abgaben wie staatliche Steuern eingetrieben, und von denen genommen, die eh schon nichts hatten.« Er lachte in sich hinein. »Und seien wir ehrlich, wir arbeiten ja auch nicht. Also, nicht wie ein Stahlarbeiter in den Werken im Ruhrgebiet zum Beispiel. Vor zwei Wochen habe ich Krupp besucht. Nein, nein, mit diesen in Schweiß gebadeten Männern will ich wahrhaftig nicht tauschen!«

Fürst Paul starrte seinen alten Freund fassungslos an, riss seinen Blick los und erhob sich aus dem cognacfarbenen Ledersessel. Er ging zur Anrichte und öffnete die Whiskykaraffe. »Möchtest du auch etwas trinken?«, fragte er heiser. Er räusperte sich wieder.

»Nein, danke. Ich nehme mir noch Tee«, antwortete der Graf und hatte sich bereits die Teekanne genommen, als Fürst Paul sich wieder umdrehte und den Whisky hinunterstürzte.

Graf Schönthal wandte sich in seinem Sessel um, schlürfte Tee und musterte den Fürsten. »Du solltest dir weniger Sorgen machen. Das ist auch sehr spießig.«

»Wir könnten alles verlieren, Eberhardt. Alles.«

»Pah.« Der Graf wischte mit der Hand durch die Luft. »Theoretisch, ja.«

»Was willst du damit sagen? Haben deine Parteigenossen schon etwas geplant? Kann man sie unterstützen?«

»Ich glaube, dass Hindenburg als Mann aus unseren Kreisen eine Idee hat. Aber ich interessiere mich wenig dafür.«

»Warum bist du überhaupt in der Partei?«, fragte Fürst Paul verärgert.

Der Graf lachte. »Mein lieber Schwiegervater hat die Mitgift meiner zweiten Frau leider an eine Bedingung geknüpft.« Er schüttelte den Kopf. »Ich musste ihm beweisen, dass ich politisch in die gleiche Kerbe schlage wie er. Diese Industriellen! Auch ein Haufen Spießier.«

»Die ihr Geld behalten werden, Eberhardt!« Der Fürst schenkte sich einen zweiten Whisky ein.

Der Graf runzelte die Stirn und stellte seine Tasse ab. »Mensch, Reichenbach, beruhige dich. Du wirst dein Vermögen doch längst in Sicherheit gebracht haben wie wir anderen auch.«

»Wie meinen?«

»Also der Großteil meines Vermögens ist bereits auf dem Weg in die Schweiz.«

»In die Schweiz?«

Der Graf nickte. »Die Schweizer Banken sind überaus loyal und verschwiegen. Du glaubst nicht, was die im ersten Weltkrieg für Schätze verwahrt haben, ohne dass irgendwelche Staaten und Länder davon wussten. Hach, die neutrale Schweiz ... Natürlich muss man ein oder zwei Anwälte damit beschäftigen, das Geld über Umwege dorthin zu transferieren, sich Gründe und Transaktionswege auszudenken. Ich werde dich nicht mit Details langweilen. Sicher hast du selbst schon Maßnahmen unternommen.

»Sicher«, antwortete der Fürst und stürzte den zweiten Whisky hinunter. Es war ein doppelter gewesen, denn die Schweiz mochte allen anderen Fürstenhäusern in Deutschland helfen, für die Reichenbachs war sie leider keine Möglichkeit.

»Es ist großartig«, sagte der fremde Mann und knallte das Manuskript vor Theodor auf den Marmortisch.

Theodor nahm es ungerührt an sich und verstaute es in der ledernen Aktentasche.
»Schön, dass es Ihnen gefällt«, sagte er bitter und zog an seiner Zigarette.

»Sie klingen, als fänden Sie das alles andere als schön.«

Theodor lachte freudlos auf. »Ein einziger Leser macht noch keinen Vorschuss.«

»Woher wollen Sie wissen, dass ich kein Lektor oder Verleger bin?«

Theodor seufzte und sah zu dem Mann auf. »Weil ich alle Lektoren und Verlage kenne, hier, in Hamburg und in München. Ich kenne sie alle, und sie alle haben den Roman abgelehnt.«

»Die haben ihn nicht gelesen.«

»Nicht zu Ende, nein.«

»Darf ich?« Er wartete keine Antwort ab, sondern setzte sich einfach. Er holte einen Zigarillo aus seiner Jackettasche und hob die Hand. »Ich werde uns einen Kaffee bestellen. Sie sind eingeladen. Oder wollen Sie was Stärkeres?«

»Bestellen Sie, was Sie wollen«, sagte Theodor müde. »Ich bin nur froh, dass ich meinen Roman wiederhabe. Ich habe nur die eine Fassung.«

»Emil Unger«, stellte der einzige Leser sich vor.

»Theodor Barbach.«

»Ich weiß, es steht ja auf Ihrem Meisterwerk drauf.«

»Machen Sie sich nicht über mich lustig.« Theodor blies den letzten Rauch in das sowieso schon rauchgeschwängerte Café und drückte die Zigarette aus.

»Zwei Kaffee mit Schuss«, bestellte Unger und wandte sich Theodor zu. »Ich bin Chefredakteur von *Die Dame*, und ich suche einen Fortsetzungsroman für unser Blatt.«

»Mein Werk ist kein Fortsetzungsroman.«

»Nein. Noch nicht.« Unger grinste und bedankte sich bei dem Kellner für den Kaffee.

Theodor zog noch eine Zigarette hervor. Inzwischen rauchte er nur noch die ganz billigen. Er saß vor der Marmorsäule, die den Abschluss der Theke bildete, und musterte Emil Unger. »Sie mochten meinen Roman wirklich.«

Unger lachte. »Säße ich sonst seit fast einer Woche hier, anstatt drüben bei den Schwimmern? Ich bin zwar neu in der Redaktion, aber fürs Bassin für Schwimmer reicht das allemal.«

»Sie haben sich wegen meines Manuskriptes immer wieder hier reingesetzt?«

Unger hob die Schultern. »Drüben wird man von Leuten belagert, die schon publiziert haben. Die sind nicht mehr frisch. Sie sind frisch, und Ihre Schreibe wird unseren Leserinnen gefallen.«

Theodor räusperte sich. »Ich ... ich schreibe eigentlich nicht für Leserinnen einer Modezeitschrift.«

»Doch, das tun Sie. Ich habe Ihren Text gelesen. Sie schreiben ganz genau für meine Leserinnen. Oder denken Sie, dass ich oberflächlichen Schund verlege und Sie was Besseres sind?«

Theodor hob die Hände. »Nein, das ist es nicht«, log er. »Es ist nur wirklich kein Fortsetzungsroman.«

»Dann unterteilen Sie den Text eben und fügen Ihrem jungen Helden eine junge Heldin bei.«